

ROBERT NIEMANN
NIEMANNSLAND

WILLKOMMEN
IN DER

30ER
ZONE



EULENSPIEGEL VERLAG

Über das Buch

Das altersmäßige Niemandsland zwischen Anfang dreißig und Ende vierzig ist die Lebensphase, in der uns spätestens klar wird, dass das Gerede über das Erwachsensein ernst ist. Dreadlocks und Matte werden vom Fassonschnitt abgelöst, das Mountainbike vom Familien-Van, der Zelturlaub vom All-Inclusive-Aufenthalt. Wo wir früher High-End-Sex hatten, gibt es jetzt eheliche Grundversorgung. Doch welche Regeln gelten, wenn die Zeit vorbei ist, in der wir uns keine Sorgen und schon gar keine Gedanken machen zu müssen glaubten? Hin und her gerissen zwischen wildem Ehrgeiz und Verweigerung, zwischen Perfektionismus und Lässigkeit sind wir auf der Suche. Nicht, dass wir Identität und Glück, Erfolg und Stil unbedingt bräuchten – aber ein wenig hätten wir schon gern davon.

Über den Autor

Robert Niemann wurde 1966 in Berlin geboren und studierte diverse nur mäßig nützliche Dinge an der Universität Leipzig. Seit vielen Jahren verfasst er satirische Texte und veröffentlicht sie im »Eulenspiegel«, in der »Titanic« und der »taz«. Sein Buch »Besser ein Vorurteil als gar keine Meinung« erschien 2012 im Eulenspiegel Verlag.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-359-01726-4

© 2016 Eulenspiegel Verlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag

Die Bücher des Eulenspiegel Verlags erscheinen
in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

INHALT

Vorwort	7
In Trendgewittern	10
Deppenkraxeln	12
Schrift auf Socken	16
Schmacksfrage Deutscher Sang	19
Simpel sei der Mensch	23
Brot, Brot, Brot sind alle meine Kleider	27
Reden ist Schweigen, Silber ist Gold	31
Kreuzverkauf bei Nora	35
Verschrobene Wichte in Tofusandaletten	37
Lieber monoglott	41
Schöner unsere Städte!	44
Wer läuft, ist bloß zu faul zum Sitzen	49
The loser takes it all	55
Russisch Knallbrot	58
Musik, zwei, drei	63
Kaderleiter vom Dienst	65
Die leichte Unverträglichkeit des Seins	70
Gayfriendly	73
Es wird vergessen, was auf den Tisch kommt! ..	78
Der beste Anmachspruch der Welt	82
Abendbrot im Abendland	86
Ob krumm, ob stark, ob klein, ob schön - wir lieben die Sowjetuniön	88
Wer war Landsberger?	93

Computer mit Bauchgefühl	95
Schnauze, sonst Beule	99
Der kleine Spionageführer	103
Bronx, Broadway, Bollywood	107
Im Testen nichts Neues	111
Die Buhgebiete der Nation	114
Tags, wenn alles schläft	118
Frisch geschmägt ist halb gewonnen	123
Spreeturm ob der Tauber	125
So samwer!	128
Der Nichtclnutcl	131
Noble Grüße nach Stockholm	135
Männer, Frauen, Worte	138
Lügen haben keine Beine	142
Der tut nichts, der will nur landen!	146
Über die Schönheit der dänischen Sprache	150
Das Tier in uns	153

VORWORT



Nein, die Welt ist nicht so, wie sie sein sollte. Vor allem im altersmäßigen Niemandsland zwischen Anfang dreißig und Ende vierzig. Nicht mehr jung genug, um noch Spaß an All-you-can-drink-Partys zu haben, jedenfalls nicht in den eigenen vier Wänden, aber auch noch weit entfernt vom wohltemperierten Ruhestand mit All-you-can-eat-Buffets auf grotesk teuren Nordseeinseln, stolpern wir durch eine Lebensphase, in der wir es irgendwie schaffen müssen. Nur: Was?

Geht es darum, dass die Wohnung immer voll mit dem neuesten und teuersten Distinktionsplunder steht? Dass wir in privaten Gesprächen beiläufig den Satz sagen können: »Darum kümmert sich meine Sekretärin«? Dass unser Name in den Panama Papers auftaucht? Haben wir es geschafft, wenn die Kinder, für die wir uns mit der Energie von Raubtieren aufopfern, ihre Zeit überall verbringen, nur nicht mit uns? Wenn wir von Freunden Coaching-Bücher geschenkt bekommen, die uns dazu auffordern, unsere Komfortzone zu verlassen? Wenn wir häufiger Vorsorgetermine haben als Sex? Und dabei immer von der Sorge getrieben sind, dass es vielleicht doch jene Altersgenossen richtig machen, die noch immer mit einer Katze zusammen in ihrer Studentenbude leben und sich mit Taxifahren und Klangschalenseminaren über Wasser halten?

Wenn wir es noch nicht wissen, dann beginnen wir es spätestens jetzt zu ahnen: Drei Viertel der DNA von Mensch und Fadenwurm sind identisch. Im restlichen

Viertel muss jenes Gen sitzen, das uns entwicklungs-
geschichtlich über den Fadenwurm erhebt. Es sorgt
dafür, dass wir mit schier unerschöpflicher Kreativität
Dinge, Verhaltensweisen und Ansichten hervorbringen,
die jeden vor die Frage stellen, ob er eigentlich weiter-
hin dazugehören möchte. Oder ob er dieses Gen als
Organspende zur Verfügung stellt und fortan als Faden-
wurm mit menschlichem Antlitz einen vereinfachten
Lebensentwurf verwirklicht.

Doch immer, wenn wir die Hoffnung schon aufge-
ben wollen, gibt es Lichtblicke, die das Leben fast ein
wenig liebenswert machen: Die junge Frau am Steuer,
die sich, obwohl sie mit dem Beantworten wichtiger SMS
ja nun wirklich alle Hände voll zu tun hat, einfach die
Zeit nimmt, bei Tempo hundertneunzig alle dreißig Se-
kunden einen kurzen Blick auf die Fahrbahn zu werfen.
Der Single-Mann, der im Internet eine Partnerin sucht
und am Ende doch lieber einen Trennschleifer bestellt.
Menschen, die sich den Namen ihres aktuellen Sexual-
partners nur merken können, wenn sie ihn sich auf den
Arm tätowieren lassen. Kaufmännische Angestellte, die
in Flipflops den Mount Everest hinaufschlappen und
sich empören, wenn es dort oben kein kostenloses
WLAN gibt. Alte, die vergessen haben, wie der Planet
heißt, auf dem sie leben, die aber ohne den kleinsten
Textwackler sämtliche Strophen des Horst-Wessel-Liedes
singen können. Winfried-Kretschmann-Wähler, die zum
Kauf zweier Bio-Croissants mit dem SUV vorfahren. Und
dann noch mal kommen, zum Umtauschen, weil bei
dem einen die Ecke eingedrückt ist.

Kann es in der Mitte des Lebens eine schönere He-
rausforderung geben, als hier ein wenig Ordnung zu

schaffen? Doch mancher fragt sich: Wie soll ich Ordnung in die Welt bringen, wenn ich noch nicht einmal in der Lage bin, den Kleiderschrank so einzuräumen, dass ich meine dunkelgrüne Krawatte wiederfinde? Warum soll ausgerechnet ich die Universalformel entdecken, wenn ich doch schon daran scheitere, meine IBAN endlich einmal irgendwo fehlerfrei einzutragen? Und wieso muss überhaupt irgendwer die Welt retten, wo wir doch Til Schweiger haben?

Wenn die »Juniors« die strahlend weißen Zähne sind und die »Best Ager« die maßgefertigten Dritten, dann sind wir das, was dazwischen kommt. Wir sind die »Worst Ager«.

IN TRENDGEWITTERN



Als Heranwachsender war ich so oft und eindringlich vor falschen Freunden gewarnt worden, dass ich es kaum erwarten konnte, auch welche zu haben. Leider mangelte es in meinem Umfeld an bösen oder verruchten Menschen oder wenigstens solchen mit zweifelhaftem Lebenswandel. Alle waren irgendwie brav. Selbst der grauhaarige Parteifunktionär aus dem Nachbarhaus, der bereits aus Altersgründen als Freund nicht in Betracht kam und der regelmäßig die von ihm in planwirtschaftlich relevanten Mengen geleerten Schnapsflaschen in der Garageneinfahrt zerschlug, grinste nicht mal ansatzweise dämonisch, sondern allenfalls glasig, wenn ich am Zaun vorüberging.

Auch meine Mitschüler taugten nicht als falsche Freunde. Noch mit siebzehn bildeten wir freiwillig Russisch-Lerngruppen, in denen ein Schlauer (ich) zwei Doofen (Jens und Mathias) Nachhilfe gab, oder Mathe-Lerngruppen, in denen ein Doofer (ich) gleich zwei Schlaue (Jens und Mathias) an ihre Geduldsgrenze brachte. Dazu tranken wir Club-Cola, aßen Joker und hörten selbst aufgenommene Kassetten von Queen, den Puhdys des Westens. Kein falscher Freund, nirgends. Falsch waren in dieser Runde allenfalls ihre Töne, wenn sie »We will rock you« mitsangen, um sich von meinen Ideen zur Lösung von Gleichungen mit zwei Unbekannten zu erholen. Es war aber auch wirklich schwer mit

meinem Verständnis des Begriffs »unbekannt« zu vereinbaren, dass damit Sachen bezeichnet werden, bei denen doch da steht, wie sie heißen, nämlich X und Y!

Von falschen Freunden erhoffte ich mir irgend etwas, das sich von alledem unterschied: Zugang zu bewusstseinsweiternden Substanzen, Samisdat-Lesungen in verqualmten Hinterhofwohnungen, unangemeldete Blues-Campings am See, wo irgendwann alle gemeinsam nackt ins Wasser laufen – so was in der Art. Auf falsche Freunde, so nahm ich an, konnte man sich verlassen: Braucht man Hilfe, ist man in Not geraten, dann haben sie garantiert keine Zeit.

Falsche Freunde waren das Salz in der Lebenssuppe. Man musste sie einfach haben, und wenn man sie nicht hatte, so musste man es doch wenigstens behaupten.

Der Platz, den sie damals einnahmen, wird heute von ganz anderen Dingen beansprucht: dem VIP-Ticket für das nach achtunddreißig Millisekunden ausverkaufte Adele-Konzert, dem Exklusiv-Kurs »Ayurvedisches Heilrülpsen« bei diesem indischen Großmeister, der direkt von einem Zehennagel Gandhis abstammen soll, der kleinen Espresso-Maschine. Die wir natürlich nur gekauft haben, um die zwei Wochen zu überbrücken, bis die große geliefert wird. Eine, die nicht mit Fertigwasser brüht, sondern sich das Wasser aus frischem Sauer- und Wasserstoff selbst zusammenmischt.

Dabei sind wir uns unserer Verantwortung durchaus bewusst: Kreuzfahrten buchen wir nur, wenn

das Nebelhorn ausschließlich Signale aus nicht gentechnisch veränderten Tönen ausstößt, wenn das unter Deck arbeitende Personal nicht unter sechs Jahre alt ist und zwischen den Schichten mindestens eine zehnminütige Ruhepause hat. Wo wir konventionell sind, achten wir stets auf eine ironische Brechung. Der Garten mit der automatischen Rasenbewässerung, die individuell den Bedürfnissen jedes einzelnen Halms angepasst werden kann, die offen am Körper getragenen iGerätschaften, die eigene Ferienwohnung in Lloret de Mar – nie ist es wirklich so gemeint, wie es aussieht. Denn natürlich sind wir im Grunde gegen all das immun. Wenn unsere pubertierenden Kinder uns dennoch Spießer nennen, dann erinnern wir uns milde an unsere eigene Jugend und sie daran, wer ihre Reitstunden bezahlt. Es gibt überhaupt keinen Grund zur Aufregung: In jedem Punk und in jedem Gothic, in jedem Emo und in jedem Kiffer schlummert das Talent zum Bankkaufmann, zum Diplomfinanzwirt oder Mediendesigner. Wir haben es doch auch geschafft!

DEPPENKRAXELN

Die Trendsportart dieses Sommers ist nicht Wasserpolo, Schwarzlichtangeln oder Wracktauchen. Sondern: Verunglücken am Berg. Dabei ist der Mensch seiner Natur nach ein Landlebewesen. Achtundneunzig Prozent seiner Lebenszeit verbringt er unmittelbar auf

der Erdoberfläche, nur zwei Prozent in der Luft oder in Schaubergwerken, in denen der Führer zur Demonstration der schweren Förderbedingungen irgendwann das Licht abschaltet, bis jemand aus der Gruppe ihm den Gefallen tut und »Boah, ist das dunkel!« murmelt. Gern übernehme ich das, aber erst nachdem ich im Schutze der Dunkelheit ein ordentliches Stück Golderz in meine Jackentasche gefördert habe.

Das Erklimmen hoher Berge nimmt eine Zwitterstellung ein. Man hat zwar immer Boden unter den Füßen, dieser befindet sich allerdings mitunter in einer Höhe von vielen Tausend Metern. Die Wege sind beschwerlich, die Natur ist rau und karg, die Sicht in aller Regel so, dass man auf der Autobahn berechtigt wäre, die Nebelschlussleuchte einzuschalten und rechts ranzufahren.

Warum also zieht es Menschen dorthin? Bei Licht besehen gibt es nur einen einzigen wirklichen Grund, der es erlauben würde, auf einen Berg zu steigen: Wenn er im Weg ist. Das wird man vom Watzmann eben so wenig behaupten können wie vom Kilimandscharo oder dem Mauna Kea. Keiner muss da rüber, weil die Spätverkaufsstelle auf der anderen Seite liegt.

So ist es kein Wunder, dass die meisten wirklich hohen Berge erst in den letzten hundert Jahren erstmals bestiegen worden sind. Zuvor lagen sie Jahrtausende lang unberührt in der Gegend rum. Selbst die Zugspitze, die mit knapp dreitausend Metern in einer Höhe aufhört, in der richtige Berge anfangen, hatte bis ins Jahr 1820 Ruhe. Unsere Vorfahren wussten, dass sie dort nichts zu suchen hatten, und blieben brav im Tal. Abgesehen von der fehlenden Ausrüstung hatten sie gar keine Zeit für wochenlange Expeditionen. Immer gab es Wichtigeres zu tun.

Das würde man sich auch für manchen heutigen Zeitgenossen wünschen: dass er Wichtigeres zu tun hätte. Haben viele aber nicht, leider. Stattdessen werden sinnloseste Rekorde gesammelt: als Erster ohne Flaschensauerstoff auf dem Wasweißich, viermal mit nur einer Socke auf dem Kleinen Wurmberg, alle Drittbesteigungen der jeweils elfthöchsten Berge der sieben Kontinente und so weiter.

In den Anfangsjahren machten sich aufwendig ausgerüstete Expeditionen auf den Weg, nach jahrelangem Training und detailliert vorbereitet, mit einheimischen Trägern und dem neuesten technischen Equipment. Heute hingegen wollen untrainierte Bankangestellte mit einem BMI an der Grenze zur Adipositas an einem einzigen Vormittag den Mount Everest hinaufschlappen. Ein paar Tage später haben sie es zwar nicht auf den Gipfel, aber immerhin in die Zeitung geschafft, Rubrik »Bergrettung bricht Suche ab«.

Pionierarbeit in Sachen Bergungsglück leistete mal wieder Reinhold Messner, der bereits 1970 seinen Bruder Günther am Nanga Parbat verlor und ihn erst dreißig Jahre später wiedertraf, als DNA-Gewebeprobe. Viele Laienbergsteiger verunglücken aber gar nicht richtig, fallen also irgendwo rein oder runter, wo sie eigentlich rüber oder rauf wollten, sondern bleiben einfach nur entkräftet hängen. Es reicht gerade noch, um die Bergrettung zu rufen und ein Selfie zu posten. Denn Spaß muss sein! Jüngst rief ein Tourist am Mont Blanc den Helikopter, weil er keine Lust hatte, den ganzen Weg wieder zurückzulatschen. Vielleicht war er auch nur überrascht, dass es dort oben keine Rutsche gibt, so wie er das aus dem Freizeitpark kennt.

Neben den nicht barrierefreien Wegen gibt es im Hochgebirge noch eine zweite große Gefahr: das Wetter. Am Berg ist es nämlich unberechenbar. War es gerade noch schön, ist es plötzlich, ohne Warnung, ohne jedes Vorzeichen – weiterhin schön. Achtzehn Grad, die Sonne scheint, froh zwitschert die Gemse. Es will einfach nicht umschlagen, wie der Alpinist sagt. Da hockst du dann ganz umsonst in deinem Notbiwak und wartest auf einen Kälteeinbruch oder wenigstens einen kleinen Schneesturm. Stunde um Stunde vergeht, und nichts passiert! Um mit solchen Kapriolen fertigzuwerden, braucht es starke Nerven.

Andererseits ohne die Aussicht, in der jährlichen Opferstatistik an herausgehobener Stelle erwähnt zu werden, wären die Berge für viele Menschen gar nicht mehr interessant. Die Alpen oder das Pamirgebirge würden imagemäßig auf einer Stufe stehen mit dem Münsterland oder dem Eselpark Scharbeutz, wo das Schlimmste, was einem widerfahren kann, ein nicht funktionierender Fahrkartenautomat auf dem Regionalbahnhof ist.

Bei aller Kritik am Hochgebirgsklettern: Im Flachland ist objektiv nicht genug los. Die Landschaft gibt es einfach nicht her. Da würde es auch nicht helfen, wenn sich die hinter ihren Gartenzäunen stehenden Einheimischen, die dem vorbeistolpernden Städter zur Not den Weg zum nächsten Bäcker zeigen, als Sherpa bezeichnen.